

Verkauft täglich
nachmittags mit Ausnahme der
Sonnt. und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 50, 1/2jähr. 1.50 a.
jährum frei ins Haus. Durch
die Post bezogen 1.65 a.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage), durch
die Post nicht beschubar. Liefert
monatlich 10, 1/2jährlich 30 s.

Wochenblatt

Infektionsgebäude
besteht für die Hospitalen
Bettstelle oder deren Raum
15 s. für Abdominal-
Bereins- und Versammlungs-
anzeigen 10 s.
Im redaktionellen Teile
folgt die Seite 50 s.

Inserate für die fällige
Nummer müssen spätestens
vormittags 10 Uhr in der
Expedition aufgegeben sein.
Eingetragen in die Post-
zeitungsliste unter Nr. 7888

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Raumburg-Weißenfels-Zeit,
Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Telephon-Nr. 1047.

Redaktion und Expedition: Geißeustraße 21, erster Hof parterre rechts.
Telegraphen-Adresse: Volksblatt HalleSaale.

Telephon-Nr. 1047.

Nr. 56

Halle a. S., Donnerstag den 8 März 1900.

11. Jahrg.

Arbeiter! Gedenkt der streikenden Bergleute!

Halle'sche Zeitung — Militär- boykott — die Abwehr der Sozialdemokratie.

Als im vorigen Jahre die bisher in Torgau garnisierende
Artillerie nach hier verlegt wurde und unsere Stadtwärter sich
an dem 4000 Mann-Schwarm gütlich labten, dachte man wohl
nicht daran, daß die seitens der halleschen Geschäftsleute so
heiß begehrten Vertreter des zweierlei Tuchs die Grundursache
so mancher Skonflikte bilden würden, die seit einem Vierteljahr
das Gewerbeleben unserer Stadt mehr oder minder stark beein-
trächtigen. Mit diesem Artillerie-Regiment zog auch das
Divisionskommando der 8. Division bei uns ein und der Herr
Divisionskommandeur Generalleutnant Cecil von Rhente
genannt Fintz ging sehr bald daran, seiner Aufgabe als
Divisionskommandeur, nicht bloß den äußeren, sondern auch
den inneren Feind zu bekämpfen, gerecht zu werden. Persön-
lich selbst den Sozialdemokraten — denn diese sind nun
einmal die inneren Feinde — nicht besonders wohlgegnut,
suchte er zunächst die ihm unterstellten Soldaten vor dem
sozialistischen Gift zu immunisieren. Er verbot ihnen böhden-
den Besuch von 53 Gastwirtschaften und Wirtschaften-
geschäften, damit sie ja nicht mit den Leibern in Halle so zahl-
reichen Sozialdemokraten in geringe Berührung kommen, und
selbst auf diese Weise die erste chinesische Mauer um die im
Bürgerturn so viel Unmoralen.

Doch damit nicht genug. „Herrsen Sie die sozialdemo-
kratischen Organisationen und die Sozialdemokratie ist nicht mehr“,
so rief schon vor 33 Jahren der bekannte Staatsanwalt Tesler-
dorf am Berliner Stadtgericht aus, und in ähnlichen Geleiten
bewegte sich der Gedankengang des Herrn v. Rhente. Fintz.
„Treiben wir den Sozialdemokraten die Säle ab und die
hallesche Sozialdemokratie ist nicht mehr.“ Und
dem Gedanken folgte die That. Ueber eine ganze Anzahl Nächte,
in denen bisher neben dem Zivilpaß auch die Soldaten nach
den lustigen Weisen der Wälf sich im Kreise drehten, wurde
der Militärboykott verhängt. Als einige Saalbesitzer des-
wegen bei der Militärbehörde intervenierten, soll ihnen die
Antwort zu teil geworden sein, es könne nur dann die auf
ihnen lastende Fesseln des Boykotts abgenommen werden, wenn
sie sich verpflichteten, der Sozialdemokratie ihre Säle nie wieder
zur Verfügung zu stellen. Das hat denn auch bei einigen
Saalbesitzern gewirkt, so u. a. bei dem Wirt der Kaiseräle, und
dem Herrn Meier. Die anderen Saalhaber wandten sich in
ihrer Not an Herrn Oberbürgermeister Stauda, um von ihm
Rat und Hilfe zu erlangen. Diefem kam jedoch dieses An-
suchen durchaus nicht gelegen; er verhandelt sich jedoch schließ-
lich dazu, die Sache im Magistrat vorzubringen. Und dieser
— that nichts. Im Gegenteil, dem Wirt des Freyberg-
Garten wurde in einem von Herrn Stauda unterzeichneten
Schreiben gedroht, den Kontrakt zu kündigen, — der Freyberg-
Garten ist nämlich Eigentum — wenn er es sich
unterstehe, seinen Saal zu sozialdemokratischen Versammlungen
und Vergnügungen herzugeben. So sah die beherrschende „Hilfe“
aus, die die Saalbesitzer von der Verwaltung der Stadt zu
bekommen hofften.

Zwischen war auch das Bürgerturn aus seinem Winter-
schlaf etwas erwaucht und bei Gelegenheit der Bewilligung
eines Neupreises ermahnte Herr Rechtsanwalt Meil die lieben
Bürger der Stadt Halle, sich aufzuraffen und den Kampf mit
dem Dracon Militarismus aufzunehmen. Der Liberale Verein
stammelte durch sein Organ, die Saalzeitung, einige Ent-
sühnungsworte, daß man auch die Liberalen mit den bösen
Sozialdemokraten in einen Topf werfe und auch ihnen es un-
möglich mache, große Versammlungen abzuhalten. Aber sonst
war es still in den bürgerlichen Kreisen und der Winterschlaf
began wieder.

Anderes die Sozialdemokratie. Sie hat von jeher auf einen
Schelm anderthalbe geizt und die Waffe des Boykotts, wenn
sie für einmal aufgezungen wurde, zehnmal geschickter und
wirksamer gehandhabt, als etwa das Bürgerturn oder die
Militärbehörde. Wir haben seiner Zeit im Volksblatt nicht
unwohl darauf hingewiesen, daß nur die Arbeiterchiffre im
Stande ist, dem inzentrierten Militärboykott wirksam und
nachdrücklich zu begegnen. Und in der That, unsere Be-
strebungen waren von Erfolg gekrönt, wenn auch noch nicht
auf der ganzen Linie. Als im Jahre 1897 der Bierboykott zu
Ende geführt wurde, gaben die hiesigen Brauereien das
Verbrechen, uns alle Säle, auf die sie irgendwie Ein-
fluß haben, zur Verfügung zu stellen. Da die Arbeiter-
chiffre genügend ist, gemachte Verpflichtungen zu halten, be-
hauptete sie daselbst auch von den Gegnern. Die von der Part-
ei dazu beauftragten Personen traten an die hiesigen Brauerei-
besitzer heran, erinnerten sie an die gemachten Zusagen und
boten sie, ihr Verprechen wahr zu machen. Doch längeren
gegenseitigen Verhandlungen — doch wozu erst die vielen Ge-

Plürzungen, man lese folgenden wußtschraubenden Artikel der
Halle'schen Zeitung und man hat die Antwort:

Brauereien und Sozialdemokratie. Wir
hätten am vorigen Sonntag des Gerichts Erwählung
gehört, daß die hiesige Aktien-Brauerei dem Inhaber der
„Kaiseräle“ die Weiterleitung des Bieres verweigert habe,
weil die Sozialdemokratie gedroht habe, andernfalls den
Boykott über die Brauerei zu verhängen. Es wird auch er-
zählt, die Brauerei beschuldige, auf Verlangen der Sozial-
demokratie dem Genannten des Boykotts zu kündigen, wenn
er nicht alsbald alle Vollmachten für sozialdemokratische Ver-
sammlungen und Veranstaltungen frei gebe. Der Inhaber
der „Kaiseräle“ habe sich daraufhin an die anderen hiesigen
Brauereien um Versicherungen gemandt, sei aber überall ab-
schlägig beschieden worden. Wir fügten unserer Note hinzu,
daß wir dieses haarkrüppelnde Gerücht vor der Hand nicht
glauben wollten. Wir haben vielmehr ein un-
gehöriges Dementi seitens der Brauereien, und insbesondere
der Halleschen Aktien-Brauerei erwartet. Ein solches
ist aber bis zum heutigen Tage nicht erschienen.
Man muß mithin annehmen, daß das Gerücht wahr ist.
Dann wären wir also in Halle glücklicher zu sein, daß die
Sozialdemokratie die unbedingte Herrscherin
ist. Sie kommandiert einjoch, welchem Wirt Bier zu liefern
und wofür es zu verlangen ist, sie kommandiert, welcher
Synthetisalkohol er seine Synthetiken zu künden, wenn
weder sie nicht zu künden hat; sie mischt sich mit touveranter
Gewalt in die intimsten Angelegenheiten ein; sie bestimmt
darüber, welche Kränze zu verdienen und welche zu unter-
lassen ist. — Es wäre wirklich ein unendlicher Schmutz für
Halle, wenn die fünf hiesigen großen Brauereien sich so
schamlos aller ihrer Selbständigkeit begeben und sich völlig
zu Elfen der Sozialdemokratie erniedrigen würden. Freilich,
wunder würde es uns kaum nehmen, nachdem wir ge-
sehen haben, daß sich alle fünf Brauereien haben zwingen
lassen, in den den unrichtigen und frecheren Bestren-
kungen sozialdemokratischen Kalanders ihre Kellern-
Anzeigen einzurufen und so ihres Schmutzprodukt, das überall
in Stadt und Land gegen sie als leuchtendes Sozialdemokratie
verbreitet worden ist, begabt zu machen! Es geht schon jetzt
eine große Bewegung durch das hallesche Bürgerturn, überall
spricht man mit den Ausdrücken tiefer Entrüstung über das
Verhalten der hiesigen Brauerei. Es ist zu hoffen und zu
erwarten, daß sich unser Bürgerturn nicht mit
Worten des Jorns begnügen, sondern zu
energischen und einmütigen Vorgehen gegen
die hiesigen Brauereien entschließen wird,
wenn diese sich nicht alsbald frei und un-
abhängig machen von dem unerhörten sozial-
demokratischen Terrorismus!

Man kann ein ergötzliches Lachen nicht unterdrücken, wenn man
sieht, welche niederstimmende Wirkung das taktische Vorgehen
unsererseits ausgeübt hat. Und wir wollten unseren Feiern
den Genuß dieses schaurigen Scheitern der halleschen Gift-
mudeln nicht vorenthalten, weswegen wir es auch voll zum Ab-
druck brachten. Das ist die Klärtung über unseren Erfolg,
der die Halle'sche zu so herzerfreudenden Tönen veranlaßt.
Doch Spaß beiseite und Ernst kommt her. Glaubt man, der
Arbeiterchiffre so ohne weiteres den Fehdehandschuh hinwerfen
zu können, und dachte man, diese würde ihn ruhig liegen
lassen, dann hat man sich allerdings stark getäuscht. Wenn
der Wirt der organisierten Arbeiterchiffre seinen Saal ver-
weigert, so ist er jedenfalls willens, sich nur auf die Soldaten
und das Bürgerturn zu stützen. Was in aller Welt kann ihm
dann überhaupt an der Arbeiterchiffre liegen? Und wenn ihm
die Brauerei die Bierlieferung entzieht, so wird sie wohl wissen,
daß die Arbeiterchiffre doch noch nachdrücklicher und vor allem mäch-
tiger ist, als die Leute, auf die sich der Wirt der Kaiseräle
stützt. Daß die übrigen Brauereien sich nicht zum Helfers-
helfer der Militärbehörde hergeben, schmerzt die Halle'sche am
meisten und sie selbst von dem „großen Zug“, der durch das
hallesche Bürgerturn geht. Nun, dieser „Zug“ ist im günstigsten
Falle ein ganz langamer, sich mühsam dahinschleppender
Bummelzug, aber kein mit Giegeiswindigkeit dahinjaukelnder,
alle Hindernisse überwindender Schnellzug, wie ihn etwa die
Arbeiterchiffre in die Welt hinausjagen würde. Diese „Züge“ des
halleschen Bürgerturns entlocken der Arbeiterchiffre höchstens ein
unzeitiges Lächeln.

Aber bräutet sich die Militärbehörde etwa zu wundern,
wenn die anderen Brauereien gegenüber der Aktienbrauerei
nicht Streifordienste verrichten? Durchaus nicht. Zum
Teufel auch! Erst provoziert man die Brauereien, indem
man über eine Anzahl Wirtschaften und Wirtschaften, in
denen ihr Bier vergahrt wird, den Boykott verhängt, dann
provokiert man die Arbeiterchiffre, indem man die Säle boy-
kottiert, in welchen diese sich versammeln und event. vernügen
will, und dann verlangt man, daß diese Provokationen so
ganz ruhig hingenommen werden sollen. Das fehlt gerade
noch. Hat die Militärbehörde erst den Kampf mit dem
Mittel des Boykotts eingeleitet, dann ist es seitens
der Arbeiterchiffre auch seitens der Brauereien nur
billig und recht, wenn sie mit gleichen Waffen gebiet
wird. Das ist unsere Antwort auf den Boykott der Militär-
behörde. So weit sind wir denn doch nicht, daß wir uns
nebeln und knechten finden, ohne zu mühen.

Das Gerücht der Stundel über „unerhörten sozialdemo-
kratischen Terrorismus“, über die „tiefe Entrüstung“, läßt uns
läßt bis ans Herz hinan. Diese Kloake braucht Abonnenten

und als Köder soll ihr der Boykott dienen, da sich sonst kein
Mensch für dieses Stundelblatt erllen Nanges interessieren
würde. Die taum mehr wie 3000 Abonnenten zehnte Meist-
in im Streite faucht denn auch gehen ihre stille Vertilgung
allen Geschäftseuten gratis zu, um sich mit eherner Stier als
Verfechterin der Interessen der Militärbehörde und deren in die
Zurückhülle gebrauchten Saalbesitzer in empfehlende Erinnerung
zu bringen, d. h. ein Abonnement auf ihr Blatt zu erhalten.
So vernimmt das edle Hammerleitengas das Geschäft mit der
Volkslist und läßt wie ein biffiger Köter, dem man für seine
Angriffe einen derben Fußtritt verlegt hat.

Die Militärbehörde hat erst gefahren wieder durch die Befam-
gabe der Kontrollversammlungen, die wir in den nächsten
Tagen publizieren, unterblint zugeben müssen, daß sie mit
dem Militärboykott manche Schwierigkeiten hinweg zu räumen
hat. Früher fanden beispielsweise die Kontrollversammlungen für
Giebigkeiten im Gasthaus zum Wirt statt. Dieses
ist nun auch sozialdemokratisch infiziert, d. h. der Saal steht
zur Verfügung, also mußte die Militärbehörde
dabon absehen. Die Giebigkeiten, die die Kontroll-
pflichtigen, die zum Bezirk Giebigkeiten gehören, müssen nun
einfach nach Halle wandern und müssen sich im Sport-Gotel
stellen. Und da spricht man von sozialdemokratischem
Terrorismus! Das wagt eben nur ein Blatz zu behaupten,
das mit den struppeligen Wirteln den Gegner zu bekämpfen
sucht und vor der erbärmlichen Lüge, der gemeinten Ver-
leumdung nicht zurückfährt, wenn es gilt — Abonnenten zu
gewinnen. Und weil dies allein nur der Zweck des gelirigen
Wutgebens der Giftmudeln war, deshalb haben wir die wahren
Beweggründe zu ihrem niedrigen Treiben wieder einmal, an
den Branger gestellt.

Tagesgesichte.

Halle a. S., 7. März 1900.

Der Reichstag nahm am Dienstag die Vorlage betreffend
die Konjunkturgesichtsart in zweiter Lesung en bloc an und
beschloß sich durch mit Petitionen, von denen nur zwei
erledigt wurden. Nach längerer Debatte, an der sich die Ge-
nossen Baudert, Herzfeld, Heine und Stoffe beteiligten, wur-
den während dem Antrag der beiden freisinnigen Parteien
die Petitionen, betr. Schaffung eines Reichsvereins-
gesetzes dem Reichstag zur Berücksichtigung überwiegen,
während die Kommission Uebergang zur Tagesordnung bean-
tragt hatte. Die Petitionen, betreffend Einführung des
Beschäftigungsnotgesetzes im Bauwesen wurde werden
dem Reichstag zur Berücksichtigung resp. als Material
überwiesen. Am Mittwoch liegen kleinere Vorlagen und
Petitionen auf der Tagesordnung.

Der Rummel zieht nicht. Die Franzk. Jg. schreibt: Die
Flottenfreunde müssen sich jetzt ausruhen, die Bewegung wenig-
stens scheinbar im Fluß zu erhalten. Ihre Agitatoren reifen
mit Nachsicht und Beschleunigung im Lande umher, aber wenn
sie das zweite Mal kommen, ist das Interesse an
ihren Vorlesungen schon auf Null gesunken. Die Flottenliteratur
wird in Wallen nach allen Seiten ver-
breitet und es werden die raffiniertesten Systeme zu ihrer Ver-
breitung ausgeföhrt, aber es will niemand das Zeug
lesen und „begeistern“ thut sich schon längst kein Mensch mehr
daran. Die Agitation hat ja freilich viel Unlindt gehabt. Der
Holl-Schweinezug lastet auf ihr und die zersplitterten der
Fortschrittlichen über die nachsinnigen Unternehmern-
gewinne, in die ein Krupp und ein Stumm in die
überhaupt die kollektive Großindustrie die Flottenösterung
unmöglich wissen, misst gleichfalls wie ein kaltes Sturzbomb.
So viel man auch in dieser Beziehung gewohnt war, so hat
man doch die mitgeteilten Zahlen als Würdungsgebilde aus-
schwefelnder Phantasie betrachtet. Man wartete auf ihre
Nichtigkeit — man wartete vergebens. Auf der einen Seite
diese Unternehmerngewinne, auf der andern Defizit und
neue Steuern — das ist eine Bewährungsprobe, die schließ-
lich auch für die patriotischen Bemühter unerträglich werden
könnte. Und dazu kommen die Ansprüche der Arbeiter auf
materiellem und die des Zentrums auf geistigen Gebiete.

Wasserfeste Studenten. Der von den Vertretern aller
Fakultäten der deutschen Universitäten an ihre Kommilitonen
geschickte Rufus zum Beitritt in den „Fortschrittlichen Bau-
verein deutscher Studenten“ hat bei den Studierenden der
Breslauer Universität gar keinen Anklang gefunden. Trotz-
dem derselbe vierzehn Tage lang am Schwarzem Brett ausge-
hängen und die Liste zum Einschreiben der Beitrittserklärung
ebenfalls lange im Sekretariat ausgelegt hat, haben sich nur
zwei Juristen entschließen können, als Mitglieder beizut-
reten.

Und das trotz des Flottenprofessors Sombart!

Patriot Krupp hat, wie dem Vorwärts aus Kiel ge-
schrieben wird, seine Niederhals-Parzenlerien nicht nur an
Amerika und Ausland, sondern auch an England verkauft.
Nachdem am 29. September 1898 in Eoburnshire die Er-
probung einer nach dem Krupp-Harvey-Prozess geschriebenen 300
Millimeter starken Kanonenkugel stattgefunden hat, ist im Mai
1899 nach einem der Genieten der vorliegenden Zeitungs-
schminkt aus einem Marine-Organ unter der Ueberschrift: „Ein
Sieg der deutschen Panzer-Industrie, berichtet, daß die

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 8. März

Nr. 10

Die Dunkelkammer.

Eine Humoreske aus dem Gelehrtenleben.

Von Theodor Bayer.

I.

Unsere wahrhaftige Geschichte beginnt im Jahre 1880. Die Stadt Jrehim war eben im Begriffe, ihr nach allen Anforderungen der Neuzeit einzurichtendes großes Krankenhaus bauen zu lassen. An die Spitze dieser bedeutsamen Anstalt hatte man mit schweren Opfern einen der berühmtesten Kliniker berufen, und Herr Geheimrat Professor Dr. Hoffert war soeben in Jrehim eingetroffen. Selbstverständlich hatte er an dem fertig liegenden Bauprojekt alles Mögliche auszusetzen. Am meisten wurde der arme Stadtbaurat, der bisher auf sein Werk so ungemein stolz gewesen war, durch eine ganz unerwartete Forderung des neuen Direktors mißgestimmt: Der Herr Geheimrat war ein Feind von allen rechtlichen „banalen“ Arbeitszimmern, er verlangte daher kategorisch für die vordere Hälfte seines Direktorialzimmers eine um drei Meter größere Breite, weil dadurch die Einrichtung eines stimmungsvollen Raumes ermöglicht würde, in den man sich mit intimeren Besuchen zu einer gemütlichen Plauderstunde zurückziehen konnte. Verglebens wendete der Architekt ein, dieser Umbau sei aus konstruktiven Gründen ganz unmöglich, er wäre nur durchzuführen unter Schaffung eines toten Winkels, eines etwa 5 Meter langen und zweieinhalb Meter breiten licht- und luftlosen Raumes, eines architektonischen Monstrums, dessen Bereitstellung sich mit seiner, des Architekten Berufslehre nicht verträge. Der Herr Geheimrat aber erklärte jetzt ganz einfach, von der seinen Wünschen entsprechenden Ausgestaltung seines Direktorialzimmers werde er die Annahme der Berufung abhängig machen — und der unglücklichste, schwer gekränkte Stadtbaurat erhielt daraufhin von dem Oberbürgermeister den kategorischen Befehl, sich dem Wunsche des Herrn Geheimrats zu fügen.

II.

Fünf Jahre verfloßen. So manches Mal hatte sich der Geheimrat inzwischen über den völlig unbenützten stockfinsternen Raum gehörig geärgert: der Stadtbaurat hatte ja kaum ein Vierteljahr verstreichen lassen, ohne mit immer neuen Anträgen auf Kugelharmachung des toten Winkels hervorzutreten, der „bekanntlich nur auf die dringenden Wünsche des Herrn Geheimrats geschafften worden sei“. Bei den meisten Anträgen konnte man den Hohn fast mit den Händen greifen, so daß gelegentlich bitterböse Neuperlungen in dem stimmungsvollen Direktorialzimmer niedergeschrieben wurden.

Da trat auf einmal ein junger, seit kurzem angestellter Assistenzarzt, Herr Dr. Müller, an den Direktor heran mit der selbstbewußten Erklärung, er, der Herr Assistent, glaube den richtigen Weg gefunden zu haben, um endlich einmal auch diesen toten Winkel im Interesse des Dienstes und der Wissenschaft praktisch zu verwerten. Hochaufhorchte der Herr Geheimrat: nicht mehr und nicht weniger verlangte der Herr Assistent, als die Einrichtung des schwarzen Winkels zu einer — photographischen Dunkelkammer, nach der ganzen Entwicklung der Wissenschaft sei es ja unverkennbar, daß in absehbarer Zeit die Heranziehung der Photographie für die Wissenschaft eine unerschöpfliche Fundgrube eröffnen werde, und zu einer Dunkelkammer eigne sich der Raum in der That ganz ausgezeichnet.

Der junge Doktor hatte erwartet, daß ihn sein Chef ob des famosen Einfalls womöglich entzückt in die Arme schließen werde. Aber weit gefehlt! Das wäre noch schöner, wenn jeder nächstbeste Anfänger über die „Bedürfnisse der Wissenschaft“ mitreden wollte! Der Herr Doktor wurde nur lieber eingesehen, daß er als Amateurphotograph für seine höchst unwissenschaftlichen Liebhaberaufnahmen (das „Liebhaber“ ward ganz unangenehm betont) sich auf Kosten des Instituts einen

bequemeren Arbeitsraum verschaffen möchte! Davon könne nie und nimmer die Rede sein. Er — der Herr Geheimrat — sei überhaupt kein Freund von brotlosen Künsten, die leicht zur Leidenschaft werden und das ernsthafte Interesse junger Leute nur beeinträchtigen u. mit wenig Grazie in infinitum. Leider muß ich hier als getreuer Geschichtsschreiber berichten, daß bald nach dieser Unterredung, die natürlich nicht verschwiegen blieb, der Herr Stadtbaurat eine neue Bosheit verübte. Unter Hinweis auf die „verdienstliche“ Anregung des Herrn Assistenten Dr. Müller gestatte er sich, die Einrichtung des sogenannten Raumes (der bekanntlich u. z.) zu einer photographischen Dunkelkammer zu beantragen. Daß auch dieser Antrag seitens des Herrn Geheimrats nur mütend abgefertigt wurde, brauchen wir eigentlich gar nicht ausdrücklich beizufügen.

III.

Wieder waren fünf Jahre dahingegangen, mit ihnen auch Herr Dr. Müller, und an seiner Stelle wirkte — und photographierte seit einiger Zeit Herr Assistenzarzt Dr. Maier. Ja, auch er war ein leidenschaftlicher Amateurphotograph, aber er war klüger als sein altzu stürmischer Amtsvorgänger, dessen „Reinfall“ mit der „Dunkelkammer“ er begrifflicherweise bald erfahren hatte: war doch seit jener denkwürdigen Unterredung und seit dem noch denkwürdigeren Antrag des Herrn Stadtbaurats der verlorene Winkel nicht anders mehr als die „Dunkelkammer“ bezeichnet worden, natürlich nur soweit die Ohren des Herrn Geheimrats nicht in der Nähe waren. Herr Dr. Maier war klug genug, von der üblen Erfahrung seines Amtsvorgängers zu lernen, er schlug eine ganz andere Taktik ein, mit der er glücklich zum Ziele gelangte. Als er einmal mit verschiedenen anderen jüngeren Leuten bei dem strengen Chef zu Tisch geladen war, und die angenehme gesättigten Jünger der Wissenschaft mit dampfenden Zigaretten und gehührender Ehrfurcht den Worten ihres Herrn und Meisters lauschten, benützte er eine gelegentliche Gesprächspause, um mit meisterhaft gespielter Unbefangenheit das gefährliche Thema zu berühren:

„Es ist eigentlich doch sehr merkwürdig, daß der Geheimrat seiner Zeit schon, beim Bau der Anstalt, den Raum neben Ihrem Amtszimmer ausgespart haben, um später, wenn die wissenschaftliche Photographie mal weiter vorgekommen ist, darin eine Dunkelkammer einzurichten. Sind Herr Geheimrat vielleicht der Meinung, daß es sich schon bald lohne, sich praktisch mit der Photographie zu beschäftigen? Oder wäre es jetzt noch verlorene Zeit?“

Während die übrigen Rassegenossen stumm und starb darsaßen, musterte der Herr Geheimrat einen Moment das Antlitz seines Assistenten, ob unter den harmlosen Worten nicht vielleicht eine Bosheit versteckt sei. Die vollendete Unbefangenheit des intelligenten Gesichts beruhigte ihn aber sofort und er erwiderte, während er sinnenden Auges den Ringeln seiner feindustenden Habanna folgte: „Je nun, man kann sagen, daß schon jetzt die Leistungen der wissenschaftlichen Photographie respektabel sind. Ich bin neulich selbst ganz erstaunt gewesen. gewisse Hypothesen, die ich seiner Zeit aufstellte und die damals eigentlich etwas gar zu kühn waren — ich war eben noch sehr jung — sind jetzt von meinem jüngeren Kollegen Professor Heim unwiderleglich bestätigt worden, und Heim hat bei seinem verdienstlichen Werk sich sehr viel der Photographie bedient. Sie sehen also — wenn man noch jung ist wie Sie, könnte man eigentlich sich wohl überlegen, ob man nicht allmählich die kleine Mühe auf sich nehmen sollte, das Technische des Photographierens sich rasch anzueignen. Die Einrichtung der Dunkelkammer hätte natürlich keine Schwierigkeit. Na, für alle Fälle, wir können ja nächster Tage die Sache noch weiter überlegen. Jedenfalls freue ich mich immer, wenn junge Leute strebsam und unternehmend sind.“

Und nächster Tage ward in der That über die Sache noch

weiter „Rückfrage genommen“, und Herr Dr. Maier, der seit Jahr und Tag leidenschaftlicher Landschafts- und Genrephtograph war, freute sich königlich über die prächtige Dunkelkammer, die für ihn mit allen Schikanen der neuesten Erfindungen eingerichtet wurde. Daß er sich das „Technische“ des Photographierens so rasch aneignete, brachte ihm manches freundliche Wort des Herrn Chefs ein und erhöhte dessen gute Meinung von seinem Assistenten ganz wesentlich.

IV.

Und nochmals waren fünf Jahre verfloßen. Herr Dr. Maier hatte sich inzwischen zum ausgesprochenen Liebling des Herrn Geheimrats entwickelt, dessen Einfluß er in jungen Jahren schon den Professortitel zu danken hatte. Augenblicklich hatten beide, der Meister und sein Jünger, alle Hände voll zu thun; die Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher hatte dem Herrn Geheimrat zu Ehren beschlossen, die diesjährige Generalversammlung mit einem Ausflug nach des Herrn Geheimrats musterwürdiger Anstalt zu beschließen. Als die Besichtigung zu Ende war, ging es nach dem Hotel Riegwald, in dessen prächtigem Festsaal ein süppiges Diner der Gäste harrte. Hoch ging es dabei her und daß man bei den zahl- und endlosen Trinksprüchen die Worte nicht allzu ängstlich abwog, hatte das Diner mit mancher ähnlichen Gelegenheit gemeinsam. Besonders ein junger Privatdozent schien zu glauben, daß die Geheimräte eine gehörige Dosis Weichbruch vertragen könnten. Als er aber sich gar zu der geistvollen Antithese verstieg: am glänzendsten scheine ihm die geistige Ueberlegenheit des Herrn Geheimrats aus der prächtigen Dunkelkammer zu erstrahlen — denn wer außer ihm hätte zu jener Zeit, da man diese Anstalt baute, die gewaltige Bedeutung voraussehen können, die dereinst die Photographie für die medizinische Wissenschaft haben werde? — da michtete sich auf den Zügen des Gefeierten die Befriedigung augenscheinlich mit einer gewissen Bescheidenheit. Und das trat äusserst wohlthuend in die Erscheinung, als er sich zu der Aussprache seines Dankes erhob und mit den wirkungsvollen Worten schloß: „Das ist nun mal das Amt von uns Alten, vor allem an die Zukunft zu denken. Was nützte uns aber alle Voraussicht, wenn der Gegenwart die kraftvollen jungen Arbeiter mangelten? Was nützte mir meine Dunkelkammer, hätte ich nicht in meinem lebenswürdigen Mitarbeiter Professor Maier den vortrefflichen Photographen zur Seite? Mein Glas gilt der Thatkraft der Jugend, die uns Alte nicht als falsche Propheten zu schanden werden läßt?“

Tosender Beifall folgte diesen geistvollen und bescheidenen Worten des Geheimrats, und mit Recht; denn geistvoll sind bekanntlich die Geheimräte immer, aber manche soll es geben, die nicht gleichzeitig auch solcher Bescheidenheit sich befleißigen. (Frankf. Ztg.)

Sozialdemokratische Charakterköpfe.

Von Wilhelm Bloß in der Leipziger Volks-Zeitung.

IV. Amand Goegg.

Hart am Blumen- und tannenreichen Saume des badischen Schwarzwaldes, auf einer Anhöhe über dem freundlichen Städtchen Reichen befindet sich der Friedhof, auf dem „der alte Amand“ in Familiengrabe seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Auf dem stattlichen Grabsteine steht zu lesen, daß er während des badischen Aufstandes von 1849 Mitglied der provisorischen Regierung, resp. Finanzminister, und in seinem späteren Leben Mitglied der sozialdemokratischen Partei gewesen ist. Auf die Zugehörigkeit zur letzteren war er so stolz, daß er mit peinlichster Sorgfalt die Erwähnung derselben in seiner Grabinschrift anordnete.

Er hat viel erlebt in den 77 Jahren seines Erdenwallens — ein unermüdlicher und zäh ausdauernder Kämpfer für die Volksache, der mit heroischem Gleichmut die Dpfer und Leiden trug, die sein Schicksal ihm auferlegte. Dennoch gab es einige vorwichtige Leute in der jüngeren Generation, die ihn nicht ernst nehmen wollten wegen einiger Absonderlichkeiten in seinem Wesen, die teils durch körperliches Leiden, teils durch die Last des Alters bedingt waren. Ich habe das immer recht frivolo gefunden, namentlich da, wo man die eigene Standhaftigkeit im Ertragen von Schicksalschlägen immer noch zu erreichen hatte.

Ein Doktrinär war Amand Goegg nicht. Namentlich verfeindete er sich nicht gern mit alten Freunden aus der Revolutionszeit wegen geringfügiger Unterschiede in den Anschauungen. Nur drei Persönlichkeiten, die im Jahre 1848/49 eine Rolle gespielt, haßte er mit aller Schwärze, deren er fähig war. Der erste war Gottfried Kinkel, den er spöttisch den „Wolle-

spinner“ nannte*) und dem er seine Schwenkung im Jahre 1866 nicht verzeihen konnte; sodann den Herrn v. Corvin, der an der badischen Revolution von 1849 beteiligt und in Raftatt gefangen und zum Tode verurteilt, aber zu zehn Jahren Zuchthaus, bezw. sechs Jahren Einzelhaft begnadigt worden war. Wegen der bekannten Kapitulations-Affaire von Raftatt hielt Goegg den Obersten v. Corvin für einen Verräter**) und ging in seinem Haß so weit, zu behaupten, der Prozeß Corvins sei eine Komödie gewesen; Corvin hätte seine Zuchthausstrafe gar nicht abgeessen, denn die Preußen hätten ihn heimlich laufen lassen. Es gelang mir, Goegg von diesem Irrtum abzubringen.

Am meisten haßte er den Russen Bakunin, dessen anarchistische Verriicktheiten seinen höchsten Widerwillen erregt hatten und den er als den Chef der europäischen politischen Geheimpolizei bezeichnete. Im übrigen waren seine Urteile über Personen mild und verßhlich, namentlich wenn es sich um innere Streitigkeiten in der Demokratie und Sozialdemokratie handelte.

Unsere Lebenswege haben sich mehrfach gekreuzt. Da Goegg viel auf Reis war, traf ich in Frankfurt a. M. in Hamburg, in Offenburg und in Stuttgart mit ihm zusammen. In Hamburg befand er sich 1880, kurz e dort der „kleine Belagerungs-aufstand“ verhängt wurde. Er wollte eine letzte Amerikareise antreten, aber der ehemalige Finanzminister der badischen Regierung von 1849 befand sich in so großer Geldverlegenheit, daß er ei-e Zeitlang in Hamburg liegen bleiben mußte. Es war Winter, und er konnte sich nicht einmal das Zimmer heizen lassen was de- amals sechzigjährige Mann extrug, ohne seinen Humor zu ver- en. Ich hatte das Glück, durch meine Beziehungen ihm eine bedeutende Preisermäßigung für die Ueberfahrt nach Südamerika verschaffen zu können, wofür er mir zettlebens dankb blieb. Kurz, bevor die Massenausweisungen in Hamburg kamen, reit er ab.

Als er einst bei mir zu Tisch war, sagte ich zu ihm: „Ich betrachte Sie immer noch als meine eigentliche Regierung,“ über welchen Spaß er sich lange amüsierte.

Sein Gehör war bald sehr schwach geworden, was die Unterhaltung mit ihm bedeutend beeinträchtigte. Seine Erzählungen aus der Revolutionszeit und aus dem Flüchtlingsleben waren sehr interessant.

Stolz war er auf seine Eigenschaft als Verfasser des Offenburg-Programms, das mit der badischen Erhebung von 1849 entstand und das man als radikal und doch sehr geschickt den Verhältnissen angepaßt bezeichnen muß. Es war darin ein Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann, gefordert. Weiter konnte Goegg innerhalb der badischen Demokratie damals nicht gehen.

Gern erzählte er von dem Gefecht von Ubstadt am 23. Juni 1849, das den Rückzug der bei Waghäusel geschlagenen Revolutionsarmee zwischen drei feindlichen Armeekorps hindurch ermöglichte. Ubstadt und Bruchsal waren von einer starken Abtheilung badischer und württembergischer Revolutionsstruppen — 7000 Mann mit 15 Geschützen — besetzt. Den Befehl führte der unfähige Pole Szynada. Als die Preußen unter dem Prinzen Wilhelm angriffen, geriet alles in Verwirrung, denn Szynada konnte kein Gefecht leiten. In dieser Not und Gefahr übernahm Goegg den Befehl und erschien zu Pferde in der Gefechtslinie. Einige tüchtige Offiziere, der vom Berliner Zeughaus-Sturm bekannte Tschow, der jüngst in Jülich verstorbene Beust, Borkheim mit seiner tapferen Blusenbatterie und andere unterstützten ihn und es gelang, durch ein mörderisches Geschützfeuer die ansprenghenden preußischen Kavalleriemassen mit beträchtlichem Verlust zurück zu werfen. Dadurch wurde das Szynadasche Korps vor dem Untergange gerettet und der Hauptarmee der Rückzug freigegeben.

Eine bekannte Legende erbitterte ihn sehr. Man sagte ihm nämlich nach, er habe dem Großherzog, der nach Frankfurt entflohen war, 500 000 Gulden nachgesandt. Das wäre allerdings bei dem Finanzminister der revolutionären Regierung sehr selten gewesen. Das Geld wurde thatsächlich abgeschickt und in Heidelberg angehalten. Aber Goegg war dabei in keiner Weise beteiligt; das ganze war von revolutionären Beamten ausgegangen, die in der Verwaltung verblieben waren.

Als Goegg das Finanzministerium übernahm, fand er alles in Verwirrung. Die bald eintretenden kriegerischen Ereignisse vermehrten dieselbe und Goegg trat das Finanzministerium ab. Er blieb bei der Armee. Mehrmals bewies er einen hohen Mut; so bei dem Zusammenstoß der reaktionären Bürgerwehr und den revolutionären Freischaren in Karlsruhe am 6. Juni 1849.

Später zum Diktator ernannt ging er mit dem Reste der

*) Mit Bezug auf die Zwangsarbeit Kinkels in den Zuchthäusern zu Raugard und Spandau.

**) Diese unbegründete demokratische Tradition vom „Verräter“ Corvin glaube ich in meinem Buche über die Erhebung von 1848/49 bei der Darstellung der Kapitulationsverhandlungen von Raftatt abgethan zu haben.



Revolutionsarmee im Juli 1849 zu Konstanz über die Schweizer Grenze.

Er gehörte zu den kräftigen Seelen in der Demokratie. Ähnlich wie Johann Jacoby entwickelte er sich vorwärts; er kam zur Sozialdemokratie. Die Gründung des neuen Reiches konnte solch einen Mann nicht täuschen; er konnte nicht finden, daß seine Ideale von 1849 durch Bismarck „herrlich erfüllt“ worden seien. Bis an sein Ende hat er nach Kräften für die Partei gewirkt.

Es war dem vielverleumdeten Manne eine große Freude, daß ich ihm in meinem Buche über die Bewegung von 1848 bis 1849 habe volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Noch kurz vor seinem Tode ließ er mir dafür danken. Ich hatte es für meine Pflicht gehalten, seine bedeutende Persönlichkeit hervorzuheben, wie sie es in der That verdient hat.

Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.

Der Privatdozent Johannes Vockerat lebt auf einem Landhause zu Friedrichshagen bei Berlin und giebt sich wissenschaftlichen Studien hin. Seine Eltern sind sehr fromme, gottesfürchtige Leute aus der Provinz Posen; sie befinden sich anlässlich der Taufe des Erstgeborenen ihres Sohnes in Friedrichshagen, um an dieser Feier teilzunehmen. Johannes Vockerat ist ein aufgeregter, nervöser Charakter, der bei der geringsten Reizung aufgibt und deshalb zahlreiche unangenehme Ausritte mit seiner Frau hat. Er beklagt sich darüber, daß ihn so gar niemand versteht, weder sein Freund Braun, noch seine Frau Käthe, am allerwenigsten aber seine Eltern; Johannes sucht Verstä. d. is für seine wissenschaftliche Arbeit, von der man allerdings nur erfährt, daß sie kritisch-philosophischen Zwecken gewidmet ist; er findet das Verständnis nicht und kommt sich deshalb recht einsam und verlassen vor.

Witten in die Tauffeier kommt eine junge Studentin aus Zürich hineingeschreit, die den Freund von Johannes, Braun, aufsuchen will, mit dem sie anlässlich der Pariser Weltausstellung bekannt wurde. Man nötigt sie zum Dableiben und Johannes findet sofort heraus, daß er nun eine Menschenseele gefunden hat, die ihn versteht und seinen Arbeiten volles Interesse entgegen bringt. Er bewundert ihr Wissen, ihr selbständiges Urteil, und da sie kaum so viel hat, um das Leben zu fristen, veranlaßt er sie, sich einige Zeit bei ihm aufzuhalten. Seine Frau Käthe ist darüber nichts weniger als erbaut, giebt aber schließlich doch ihre Einwilligung, da sie einseht, daß sie ihrem Manne nicht das ist, was er von ihr verlangt, daß sie ihm unmöglich das sein kann, was ihm die junge Studentin Anna Mahr ist. Frau Käthe ist ein liebendes, treuherziges Weib, die fast aufgeht in der Sorge für ihr Kind und um das Hauswesen, die auch ihren Mann abgöttisch liebt, die aber unendlich unglücklich ist, weil sie fühlt, daß sie ihrem Manne geistig so wenig ebenbürtig ist. Da Johannes sich, seitdem Anna Mahr im Hause ist, fast gar nicht mehr um sie kümmert und die ganze Zeit mit dieser im Park oder auf der Veranda zubringt, erwacht in ihr die Eifersucht und sie grämt und härmst sich Tag und Nacht, bis sie schließlich unter der Last, die sie mit so viel Geduld und Standhaftigkeit zu tragen sucht, zusammenbricht.

Johannes aber hat sich seit der Anwesenheit der Studentin selbst wieder gefunden, er fühlt Kraft und Schaffensfreude in sich und seine Arbeit schreitet sehr gut vorwärts. Er will nicht zu den zufriedenen Menschen gehören, „zu den Drohnen im Bienenstock, diesem faulen Saft“. Sein Verhältnis zu Anna Mahr sagte er als ein rein geistiges auf; ein Freundschaftsverhältnis, das begründet ist durch die Gleichartigkeit der Ideen und die Uebereinstimmung über die verschiedenen Probleme des menschlichen Wissens und Könnens.

Andererseits denkt seine Mutter, die noch bei ihm wohnt, darüber, und nicht minder seine Frau. Die alte Frau Vockerat ist eine spießbürgerliche gutmütige Person, die ihrem Sohn häufig Vorwürfe macht, daß er an keinen Gott glaubt und von der Religion abgefallen ist. Sie besitzt festes Gottvertrauen und ist manchmal sehr unglücklich über ihren Johannes, der sich nicht von ihr befehlen lassen und nicht wieder fromm werden will. Sie erkennt auch, daß Frau Käthe unter der Anwesenheit der Studentin außerordentlich leidet und wäre herzlich froh, wenn diese wieder abreisen würde. Johannes' Frau sieht gleichfalls ein, daß dieses Verhältnis für sie immer ungünstiger ausfällt und alle zwei Frauen atmen auf, als Anna Mahr sich anrichtet, von Friedrichshagen fortzugehen. Johannes hat sich jedoch so sehr an sie gewöhnt, daß er es nicht über's Herz bringen kann, sie ziehen zu lassen. Er bringt sie vom Bahnhof wieder zurück und sein Verhältnis zu ihr wird immer fester und bestimmter. Er vermag es nicht zu begreifen, daß dieses Verhältnis zu Anna Mahr unanständig sein soll, daß seine Frau, seine Mutter darunter leiden; er fragt, ob denn Mann und Frau nicht auch Freunde sein können; er ahnt einen neuen, höheren Zustand der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau. Nicht das Tierische wird dann mehr die erste Stelle einnehmen, sondern das Menschliche. Das Tier wird

nicht mehr das Tier ehelichen, sondern der Mensch den Menschen. Freundschaft, das ist die Basis, auf der sich diese Liebe erheben wird.“ Ein Zustand, in welchem beide Teile nur gewinnen, beide Teile besser und edler geworden sind, kann kein Verbrechen sein. „Ist es denn ein Verluft für Eltern, wenn ihr Sohn besser und tiefer wird? Ein Verluft für eine Frau, wenn ihr Mann wächst und zunimmt geistig?“

Frau Vockerat beschwört indes ihren Sohn, „diese Person, die schon so viel Unheil angerichtet,“ aus dem Hause zu schaffen; auch sein Freund Braun dringt auf ihn ein. Als schließlich Anna Mahr von Frau Vockerat ersucht wird, zu gehen, und zwar sofort, da der alte Vockerat eintreffen wird, um den Konflikt zu beseitigen, entschließt sich die Studentin, abzureisen. Inzwischen ist Vockerat jen., der nach der Tauffeierlichkeit wieder in seine Heimat abgereist war, um sein Nittergut zu bewirtschaften, angekommen und ermahnt Johannes, der sich eine Kugel durch den Kopf schießen wollte, als er hörte, daß Anna Mahr fort will, umzukehren und Ruhe zu thun, da er ein großer Sünder vor Gott sei, weil er dem Bibelworte zuwiderhandelt habe: Wer ein Weib ansieht, um ihrer zu begehren, hat im Herzen schon die eheliche Treue gebrochen. Der alte Vockerat erinnert Johannes an alle, die ihn einstmal ermahnt haben, Gutes zu thun, an den Pastor Pfeiffer, seinen frommen Lehrer und Seelforger, und an andere. Johannes entgegnet darauf: „Vater, laß mich mit meinen Lehrern in Ruh, wenn ich nicht lachen soll. Erinnere mich nicht an diese Gesellschaft vor Schwäbischblümen, die mich gebrochen und mir das Mark aus den Knochen gesogen haben.“

Schließlich scheidet doch der alte Vater über den Sohn; dieser giebt das Versprechen, Anna Mahr ziehen zu lassen. Als er jedoch von ihr Abschied nimmt, überwältigt ihn die innige Br-ueigung, er fixiert das Verhältnis, wie der Bruder zu der Schwester, und, „da der Bruder die Schwester küssen darf“, finden sich die Lippen der beiden in einem langen, ewigen Kusse, worauf Anna Mahr abgeht. Johannes rennt wie wahnsinnig umher und stürzt sich schließlich in den an den Park stößenden See, während draußen die Lokomotive pfeift, die Anna Mahr in die weite Welt hinaus trägt. Frau Käthe bricht, nachdem sie einige Worte gelesen, die Johannes aus seinem Schreibische niedergeschrieben, leblos zusammen.

Völkerkunde.

Zwerghafte Ureinwohner Europas. Von den Funden, die Dr. Rüsch am Schweißersbild bei Schaffhausen machte und die zum größten Teil im schweizerischen Landesmuseum aufgestellt sind, machten unter den Anthropologen besonders einige menschliche Skelette von abnormer Kleinheit Aufsehen. Professor Kollmann in Basel legte dieselben verschiedenen Naturforscher-Versammlungen vor. Ueberall überzeugte man sich, daß man es da mit Skeletten von ausgewachsenen, aber überaus kleinen menschlichen Individuen (140 Zentimeter) zu thun habe. Auf ausgewachsene Menschen deuteten die abgenutzten Zähne hin, dazu lieferte die Radiographie den Nachweis, daß das keine verkürzten Knochen von Zwergen, sondern vollkommen ausgebildete sind. Allein diese Funde aus neolithischer Zeit blieben vereinzelt und die Ansicht Kollmanns, daß es Skelette von Ureinwohnern seien, stand daher etwas in der Luft. Nun hat aber, wie der N. Z. Z. geschrieben wird, Rüsch einen andern Fund aus Licht gezogen, der jene Ansicht bestätigt. Im Jahre 1847 hatte der seither verstorbene Dr. v. Mandach in der Nähe des Schweißersbildes, im Dachsenbühl, eine Höhle ausgegraben und dabei eine Grabstätte von 150 Zentimeter Länge entdeckt. Der Inhalt jenes Grabes, ein Skelet, blieb in einer Schieblade des kleinen Schaffhausener Museums verborgen, bis ihn Rüsch aufs neue entdeckte, und seither überzeugten sich die Anthropologen, denen die Reste vorgelegt wurden, daß hier ein neuer Fund von wirklichen Pygmäen vorliege. Alle Zweifel über das Bestehen einer früheren Zwergrasse sind damit beseitigt; auch stimmen neue Funde in den Pyrenäen mit denen am Schweißersbild und im Dachsenbühl überein. Die Berichte Homers und Herodots, die alten Sagen von Zwergen, die in Bergen und Wäldern haufen, haben dadurch einen naturhistorischen Hintergrund erhalten.

Technisches.

Elektrische Trockenfleisch-Erzeugung. Die Naturvölker vieler Länder wissen sich Trockenfleisch zu erzeugen, indem sie das Fleisch frisch getöterter Schlachttiere in lange Streifen schneiden und an der Sonne trocknen. Es verliert dadurch zwei Drittel bis drei Viertel seines Gewichts und wird zu einer trocknen, kautschukartigen, lange haltbaren Konserve, welche diejenigen, die daran gewöhnt sind, mit Appetit verzehren. Man nennt solches Fleisch in Nordamerika Pemmitan, in Südamerika carne seco oder Tasejo, in Südafrika Witong, bei den Arabern der Sahara Kadhd oder Kelia. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß man in der Schweiz, auf deren Bergen die Sonnenstrahlen sehr mächtig sind, ein ähnliches Produkt gewinnt. Ein Mitarbeiter des „Prometheus“ bekam



es vor vielen Jahren in einer Sennhütte des Engadin vorge-
 setzt und erregte die entschiedene Mißbilligung des Sennen, als
 er den Genuß dieses „schieren Fleisches“, wie es genannt
 wurde, verweigern mußte. Ein Chemiker in Massachusetts hat
 nun entdeckt, daß man mit den Strahlen des elektrischen Lichtes
 ebenso schönes Kemmikan erzeugen kann, wie mit denen der
 Sonne. Das entfettete Fleisch wird gleichzeitig einem Strome
 heißer und trockener Luft und einem starken elektrischen Lichte
 ausgesetzt, wobei es so austrocknet, daß es leicht in Fleischmehl
 verwandelt werden kann. Der Reisende kann auf diese
 Weise Fleischnahrung für zwei Tage in einer Dose unter-
 bringen, die nicht erheblich größer als eine Schnupftabats-
 dose ist.

Ein Fortschritt im Dampfmaschinenbau. Im „Prom-
 theus“ lesen wir: Eine Dampfmaschine, die bei einer Leistung
 von 150 Pferdestärken nur 600 Kilogramm wiegt, wurde, wie
 die Zeitschrift L'Industrie berichtet, kürzlich in den Werkstätten
 der Firma Boulté und Labodière in Aubervilliers fertig-
 gestellt und von einer Kommission von Sachverständigen geprüft.
 Die Maschine, die ganz aus Stahl und Aluminium gebaut ist,
 macht bei einer Maximalleistung von 150 Pferdestärken 900 Um-
 drehungen in der Minute, während die Maschinen der schnell-
 sten Torpedoboote nur 600—650 Umdrehungen in der Minute
 vollführen, so daß die neue Maschine einen bedeutenden Fort-
 schritt im Dampfmaschinenbau darstellt. Wenn man überhaupt
 bedenkt, daß bei einem Gesamtgewicht des Rotors von 600 Kilo-
 gramm und einer Leistung von 150 Pferdestärken nicht ganz
 4 Kilogramm auf die effektive Pferdestärke kommen, so erscheint
 es nicht ausgeschlossen, daß diese Konstruktion dereinst auf die
 Entwicklung der lenkbaren Luftschiffe, sowie der Selbstfahrer
 mit Dampftrieb von Einfluß sein dürfte.

Ein durchgefallenes Flottenlied.

Ein Mitarbeiter der Leipz. Volksztg. ist sehr enttäuscht, weil
 er mit seiner Bewerbung um den von Breitkopf u. Härtel aus-
 geschriebenen Preis für ein Flottenlied durchgefallen ist. Unseren
 Lesern wird das Lied hoffentlich besser gefallen:

Ich schwärme für die blauen Zungen
 Noch mehr als für den Kriegerstand;
 Denn maritime Huldigungen
 Sind ganz besonders interessant.
 Ist das gemeine Militär
 Doch wirklich meistens nicht weit her,
 Ganz anders steht's mit unsrer Flotte;
 Drum gebt uns Rähnel!

Flotlotte.

Das Fußvolk kommt bald aus der Mode;
 Ein Leutnant, ist er nicht „zur See“,
 Errettet sich vom Hungertode
 Nur durch sein eigenes Portemonnaie:
 Denn jeder Goldfisch läßt sich angeln
 Am liebsten mit Marineblau.
 Es fängt er Köder an zu mangeln;
 So schafft uns mehr!

Die deutsche Frau.

Ich schwärme sehr für Ruhm und Ehre
 Und nehme gern den Mund recht voll.
 Ich seh' nicht ein, warum die Meere
 Koustin allein beherrschen soll.
 Ich hab' nun einmal die Marotte,
 Die Wasserstiefel zieh' ich an;
 Und gebt ihr mir nicht meine Flotte,
 Verschmettert euch

Der deutsche Mann.

Ein Feind vom Dingen und vom Schwächern
 Und aller Demokräerei,
 Erkläre ich den Widerjähern,
 Wie unbesleckt mein Eifer sei.
 Ich stürb' als echter Patriot
 Fürs Vaterland den Wasserfod.
 Drum gebt die wohlverdiente Flotte
 Zum Lohn dem

Industriekomplotte.

Man fängt bei Kiel sehr schöne Sprotte,
 Bei Wilhelmshaven keinen Schwanz,
 Doch wär' die große neue Flotte
 Sehr nützlich für die Volkshinanz.
 Das deutsche Volk ist viel auf Reisen
 Und frei von jeder Wasserfcheu.
 Drum laßt auch mich die Flotte preisen,
 Sie bringt uns Geld wie Heu.

Vermischtes.

* **Ein hübscher Scherz auf die hypermoderne Dichtung.**
 Zur Fastnacht paßt vortrefflich ein litterarischer Scherz, der bei
 einem karnevalistischen Künstlerfest in München inszeniert
 wurde. Lange Tafeln mit violetter Decke laden zur „Konfe-
 renz“. Düstere Kerzenschein. Am Rednerpult steht Er, der
 Dichter, das selbsterhellende Ich in Person. Wir hören Gedichte,
 die in uns das Ahnen des Ungeahnten wecken. Nur ein Bei-
 spiel: „Vision eines Müden“:

In den Gassen ruht
 Auf violetterm Bauch
 Dämmerlichtnebelung,

Auch ich ruhe —
 auf azurfarbener Ottomane —
 dem Unlustbett meiner Seele
 schlanken sich meine weißen Glieder —
 Durch die Seen meines Gehirns — —
 rudern in goldenen Röhren — —
 mit porphyrenen Rudern — —
 hyazinth'ne Gedanken — — —
 — Tante Olga schenkte mir dies Kaffee-
 löffchen — — — und — — — starb — —
 — Sie hatte eine Warze auf der Nase —
 und — — — liebte Schiller — —
 Ich rühre meinen Koffa —
 Braunsfluten umtosen das Löffchen —
 aber ich Uebertitan rühre rüstig —
 im brodelnden Urmeer — — —
 nun entschwillt dem Nichts —
 ein riesiger Affe — Kokosnuß beißen
 gewöhnt, zerknackt er mein Denkhaupt
 und herrengewaltig, mit güldenem
 Löffchen ißt er mein grünes Gehirn —
 langsam — — wollust zitternd — — wie
 Schlagfahne — —
 mir ist so sonderbar — — ich weiß
 nicht — — bin — — ich — — Ich — —
 — — oder bin ich — — — —
 der Aff. — — —

Der Gesangene.

Von Alexander Buschkin.

Im feuchten Kerker sit' ich, Gitterwand
 hält wohl den Fuß, doch nicht den Blick gebannt.
 Der junge Nar, mein trauernder Genos,
 Schwingt seine Flügel mir, der Freiheit Sproß,
 Die blut'ge Nahrung unterm Fenster dort
 Verzehrt er, schaut empor und wirft sie fort.
 Er schaut empor zum Fenster und er fragt,
 Ob mir der gleiche Gram am Herzen nagt.
 Er ruft mit seinem Blick und seinem Schrei,
 Als wollt er bitten: Flieh mit mir, sei frei!
 Wir sind ja freie Vögel, es ist Zeit,
 Mach dich bereit, Genos, mach dich bereit!
 Dahin, wo hinter Wolken dämmernd weiß
 Der Berg sich hebt, dahin, wo bläulich leis
 Die Ufer schimmern, wo die Woge rinnt,
 Wo frei sich schwingt der Adler und der Wind.

(Nach dem Russischen von Karl Gendell.)

Litteratur.

Die **Sozialistischen Monatshefte** (Verlag: Berlin W.,
 Gleditschstraße 23) haben sieben ihr Februar-Heft erscheinen
 lassen. In demselben wird die Serie über den Stand der
 sozialistischen Bewegung in den einzelnen Kulturstaaten, die in
 früheren Heften bereits in Einzeldarstellungen den Sozialismus
 in Dänemark, England, Frankreich, Italien, Oesterreich, Polen,
 Queensland, Rußland, Spanien und Ungarn behandelt hatte,
 fortgesetzt durch eine Studie über den Sozialismus in Finland
 von Dr. Niles Robert af Urfin. — Aus dem sonstigen Inhalt
 des Heftes heben wir hervor: Friedrich Ott: Feudales und
 bürgerliches Eigentum. — George Sorel: Ueber die kapitalistische
 Konzentration. — Dr. Ernst Gystrow: Die Soziologie des
 Genies. — Hegrim: Skizzen aus der sozialpolitischen Litteratur
 und Bewegung. V. Brentano über Cobden und Flottenpolitik.
 — Dr. Janak Babel: Die Berliner Medizinische Gesellschaft
 und die weiblichen Aerzte. — Dr. Ludwig Mann: Soziale Be-
 trachtungen im Anschluß an Bolas Recondito. — Rundschau:
 Desfentliches Leben. — Genossenschaftsbewegung. — Wissenschaft.
 (Das Jenener Preisauschreiben). — Revuen (Produktions-
 genossenschaften in England). — Ueber die chinesische Sprache
 und Litteratur. — Der Preis des Heftes beträgt 50 Pfg., pro
 Quartal 1.50 Mk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen,
 Kolporteurs und Postanstalten (Postzeitungskatalog Nr. 7217),
 sowie direkt durch die Expedition: Gleditschstraße 23, Berlin W.
 (Zusendung unter Kreuzband oder in geschlossnem Rouvert.)

